

gen. Offensichtlich ist, wie die hoch gesteckten Ansprüche an die Leistbarkeit des Wohnens mit jenen an die Entwicklung städtischer/urbaner Qualitäten in Verbindung gebracht werden sollen. Fragen nach der städtebaulichen Struktur, Dichte und Körnung spielen dabei ebenso eine Rolle wie der Umgang mit den Sockelzonen und der Entwicklung der öffentlichen Räume im Quartier. Dem Ganzen liegt ein sich zunehmend ausdifferenzierendes System an Instrumenten, Management- und Beteiligungsprozessen zugrunde, deren Spektrum weit über die üblichen städtebaulichen Rahmenpläne und Widmungspläne hinausgeht. Zunehmend ist festzustellen, wie sich dabei die Betrachtungs- und Arbeitsebenen zugunsten quartiers- und stadtteilbezogener Blickweisen verschieben. Die seit kurzem etablierten zweistufigen und dialogorientierten Bauträgerwettbewerbe und die Etablierung des Stadtteilmanagements stehen in der Logik solch notwendiger bauplatzübergreifender, quartiersbezogener Entwicklungsstrategien.

Der Weg ist eingeschlagen. Doch auch hier zeigt sich, dass wir uns erst zu Beginn eines breiten Diskussionsprozesses in der Entwicklung urbaner Quartiere befinden.

„Wir müssen uns die Frage stellen, wie wir in Zukunft unsere Alltagsprozesse im Raum organisieren wollen – und zwar auf allen Maßstabsebenen. Es bedarf dabei jedenfalls eines viel effizienteren Umgangs mit den Ressourcen Fläche, Raum, Energie und Material. Die Konsequenz aus der Erfahrung, dass man die Zukunft nicht voraussehen kann, darf nicht bloß die Verbesserung fragwürdiger Prognosemodelle sein, eher sollte man robuste räumliche Strukturen schaffen, die lernfähig und korrigierbar bleiben und in Reaktion auf unvorhergesehene Anforderungen immer wieder mit wenig Aufwand angepasst und neu angeeignet werden können. Es sollte uns klar sein, dass auch die besten Gebäude, die wir heute bauen, die Umbauprojekte und Sanierungsfälle der nächsten Generation sein werden.“

**Deshalb müssen wir aus den Erfahrungen der in Wien so erfolgreich praktizierten sanften Stadterneuerung lernen und für den Neubau wie für die Stadterweiterung insgesamt die entsprechenden konzeptionellen Konsequenzen ziehen.**



Erich Raith  
TU Wien

Die strukturelle Offenheit – durchaus auch im Sinn von Nutzungsoffenheit – und die Transformationsfähigkeit der baulichen Strukturen stellen jedenfalls unverzichtbare und elementare Voraussetzungen für die Entwicklung urbaner Lebensräume dar.“